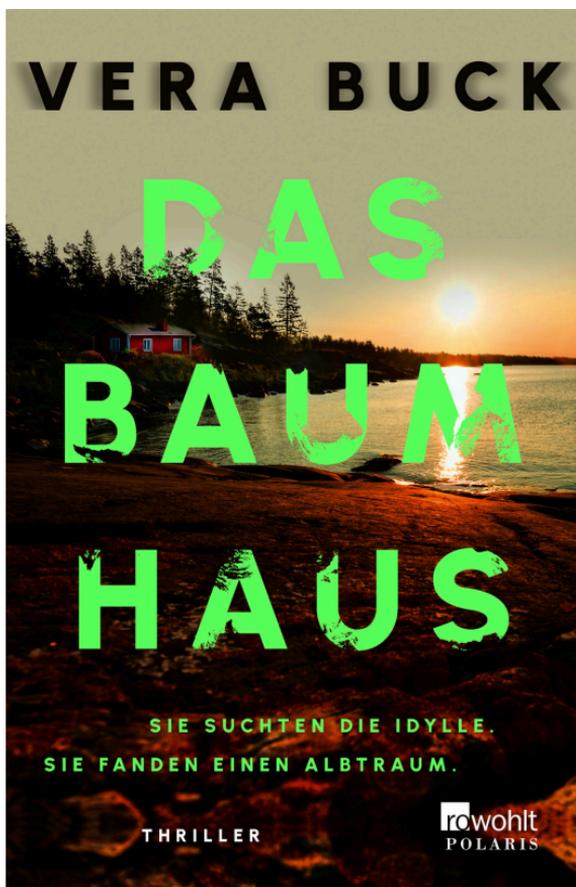


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00971-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Vera Buck

Das Baumhaus

*Sie suchten die Idylle. Sie fanden einen
Albtraum.*

Thriller

Rowohlt Polaris

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,

Juni 2024

Copyright © 2024 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im

Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Covergestaltung semper smile, München

Coverabbildung Jan Håkan Dahlström / plainpicture;

Shutterstock

Satz aus der Arnheim bei hanseatenSatz-bremen, Bremen

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck



ISBN 978-3-499-00971-6

*Für alle, deren erste Helden Pippi Langstrumpf, Ronja
Räubertochter und Jonathan Löwenherz waren.*

*Und für meine Mutter, die diesen Figuren in meiner
Kindheit Leben eingehaucht hat.*

Prolog

Die See ist hässlich und rau. Der Wind schiebt Wasserberge vor sich her, als müsse das ganze Meer umsortiert und ausgeweidet werden. Ich zittere. Meine Haare sind salzig und zu lang, sie wehen mir ins Gesicht und in die Augen. Der Mann ist ungeduldig. Er will, dass ich mich bis auf die Unterhose ausziehe und ins Wasser wate. Dabei ist mir noch immer schlecht von der Fahrt in der Kiste, und mir ist kalt. Ich schaue hoch. Vielleicht kann ich erkennen, in welche Himmelsrichtung wir gefahren sind, und so herausfinden, wie das Meer vor mir heißt. Er hat mir beigebracht, mich am Stand der Sonne zu orientieren. Aber die Sonne ist von dunklen Wolken bedeckt. Ich glaube, es gibt ein Gewitter.

«Nun mach schon», sagt er. «Das wird ein Abenteuer!»

Schlotternd steige ich aus meiner Hose und stakse auf allen vieren über die Steine nach vorn. Das Wasser ist kalt. Ich ziehe die Luft ein.

«Es konnte noch niemand so gut schwimmen wie du», sagt der Mann. Er klingt stolz und deutet nach vorn, wo weit entfernt der Umriss eines Felsens aus den Fluten ragt, oder vielleicht ist es auch eine Insel. Das hektische Auf und Ab der Wellen frisst die Umrisse und gibt sie wieder frei, frisst sie und gibt sie wieder frei. Es sieht aus, als würde die Insel selber schwanken. Ich beiße die Zähne zusammen und ziehe noch einmal scharf die Luft ein, als das Wasser auch meine Beine frisst.

Dass ich gut schwimmen kann, wusste der Mann schon, als

er mich vor vierzehn Wochen im Schwimmbad abgefangen hat. Ich bin an dem Tag beim Nachwuchswettbewerb am schnellsten geschwommen, und das, obwohl ich erst zehn bin und alle anderen in meiner Kategorie schon elf oder zwölf. Ich war sehr stolz darauf. Und als dann sogar ein Mann kam und fragte, ob ich nicht Lust hätte, im Nationalteam zu schwimmen, er wolle mich trainieren und seiner Talentgruppe vorstellen, da bin ich fast geplatzt vor Freude.

Ich dachte: Endlich kann ich es den anderen zeigen. Endlich kann ich ihnen zeigen, dass ich besser bin als sie. Trotz meiner hässlichen Badehose von der Kleiderspende, und obwohl meine Eltern nicht da waren, um mich anzufeuern, so wie ihre.

Jetzt wünschte ich, ich hätte nie gewonnen. Ich wäre unsichtbar geblieben und hätte mich unter Wasser versteckt. Vielleicht hätte der Mann mich dann nie gesehen. Hätte mir nie Bonbons gegeben und mich mitgenommen.

Der Wind wird stärker. Die See tobt und heult vor mir. Ich muss mich richtig gegen die Böen stemmen, um nicht umgerissen zu werden. Hinter mir lädt der Mann sein Kanu vom Wagendach. Der Wind greift ins Innere des Boots und reißt daran. Ich sehe den Mann straucheln, doch er geht nicht in die Knie. Er ist wie diese knorrigen Bäume im Wald, in dem ich jetzt wohne. Der Wind kann an ihm reißen, doch er fällt nicht um. Der Mann klemmt das Kanu unter den Arm und stemmt sich gegen den Wind, bis er die Steine erreicht. Dann schiebt er es vor sich ins Wasser.

«Was ist?», ruft er in meine Richtung, das Gesicht ganz zerknittert und finster wegen dem Wind.

«Mir ist kalt.»

«Das wird sich beim Schwimmen schon ändern, vertrau

mir! Komm, wir sind zwei Piraten auf hoher See! Haha!» Er lacht und reißt die Arme hoch.

Mir wird schlecht. Er lacht viel, der Mann. Er hat auch gelacht, als er an dem Tag, an dem er mich mitnahm, meinen Turnbeutel öffnete und die blaue Schwimmbrille aus dem nassen Knäuel an Handtüchern zog. Die Schwimmbrille war kaputt, weil die anderen mich nach dem Wettkampf im Gang vor der Dusche abgefangen hatten. Sie hatten das Band hinten festgehalten und die Brille vorne so lang gezogen wie eine Flitsche. Damit mir die Brille gegen die Augen schlägt, wenn sie loslassen. Einer nach dem anderen durfte mal dran sein damit. Weil ich es nicht verdient hatte zu gewinnen. Weil ich ja noch nicht mal einen Papa habe, der mich zur Schule bringt oder vom Schwimmunterricht abholt. Weil mein Papa abgehauen ist und Mama uns Kinder mitten in der Nacht zum Essen weckt: Nudeln mit Tomatensauce, in die sie alle Gewürze kippt, die sie im Schrank findet. Sogar die, die nach Weihnachten schmecken.

Die anderen Kinder haben sich lustig gemacht. Ich habe geweint. Aber der Schmerz an diesem Tag war nichts im Vergleich zu dem, wie weh es tut, bei dem Mann zu leben. Der Mann hat auch meine Schwimmkappe gefunden, die er angeschaut hat wie ein sehr fremdes Objekt.

«Wozu ist das denn?»

«Damit die Haare nicht nass werden.»

«Und später, in der Dusche? Machst du dir die Haare da nicht nass, um sie zu waschen?» Und er hat so laut gelacht, dass sein ganzer Bauch gewackelt hat. «So einen Schnickschnack brauchen wir hier nicht. Wir brauchen hier nur Kraft und Mut. Hast du das?»

Ich habe mit den Schultern gezuckt, aber er hat es mich laut

wiederholen lassen: «Ich habe Kraft und Mut. Ich habe Kraft und Mut! Ich habe Kraft und Mut!» Und dabei habe ich mir vor Angst in die Hose gemacht. Als der Mann es gerochen hat, hat er gemeint, das müssten wir trainieren, mit der Kraft und dem Mut. Im Wald, wo ich jetzt wohne, gibt es viele Seen und Flüsse, die sich dazu eignen. Danach hat er mich zu schnelleren Flüssen geschleppt, zu reißenden Wildwasserbächen und Schluchten. Und jetzt sind wir hier, am Meer.

Der Untergrund ist glitschig. Steine und Muscheln stechen mir in die Füße. Schon die zweite Welle reißt mich um. Ich strampele, als ich den Boden unter den Füßen verliere, versuche mich an der Oberfläche zu halten, als das Meer mich in sich hineinzieht. Neben mir wackelt das Kanu des Mannes auf und ab, auf und ab, wie ein außer Kontrolle geratenes Schaukelpferd.

«Also dann, los!», ruft er mir zu und sticht mit dem Paddel in den weißen Schaum, den die Wellen bilden. Ich versuche, dem Kanu nachzuschwimmen. Aber das Meer ist ganz anders als ein See. Er ist ganz anders als ein Schwimmbad und selbst als der Fluss. Ich strampele mehr, als dass ich schwimme, um meinen Kopf über Wasser zu halten, und das Meer zieht mich einfach, wohin es will. Immer wieder schwappen die Wellen in mein Gesicht oder schlagen über mir zusammen. Ich blinzele. Salzwasser brennt in meinen Augen.

«Was ist?!», brüllt der Mann. Wegen dem Sturm kann ich ihn nur schlecht verstehen.

«Das ... Wasser», huste ich. «Ich kann nichts mehr sehen! Die Wellen sind zu hoch.»

«Ich bin doch im Boot direkt neben dir. Da müssen wir hin! Da, zu der Insel!» Ungeduldig deutet er mit dem Paddel in die Richtung, und ich versuche es. Ich schwimme so fest ich kann,

um mich neben dem Kanu zu halten. Aber mir geht bald die Kraft aus, und als ich die Insel schließlich sehe, zwischen einer hohen Welle und der nächsten, ist sie immer noch viel zu weit weg.

«Ich schaffe das nicht!», schreie ich gegen den tosenden Lärm an. Ich hoffe, dass der Mann mich ins Kanu zieht, einsieht, dass ich in meinem ganzen Leben noch nie so weit geschwommen bin, aber er ist ganz plötzlich verschwunden. Ich drehe mich panisch im kiesgrauen, schaumigen Wasser, suche den Horizont ab, in eine Richtung, in die andere. Ich bin ganz allein auf dem Meer.

«Hilfe!», brülle ich. «Hilfe!!!»

Und dann sehe ich die gelbe Spitze des Kanus plötzlich ein paar Meter von mir entfernt auf und ab tanzen.

«Gut so!», höre ich den Mann von irgendwo, oder vielleicht ist es auch der Wind in meinen Ohren, der mich anfeuert. Und dann höre ich noch etwas anderes, ein Tuten, und ich wende den Kopf nach links. Da ist ein Boot, ganz in meiner Nähe. Da sind Menschen. Andere Menschen! Ich huste noch einmal, spucke Wasser, stoppe meine Bewegungen. Unschlüssig lasse ich mich von den Wellen hin und her werfen. Dann wende ich mich um und halte auf das Boot zu.

«Nein! Nicht dahin! Hierher! Hierher!», brüllt der Mann. Er klingt jetzt wieder näher, ist irgendwo hinter mir. Ich kneife die Augen vor Anstrengung zusammen und schwimme weiter. Wenn ich winke und die Menschen auf dem Boot mich sehen, dann könnte das meine Rettung sein! Sie könnten mich vor dem Mann beschützen! Ich nehme all meine Kraft zusammen. Erst als ich noch einmal etwas tuten höre, laut und aufgebracht, hebe ich erschrocken den Kopf. Das Boot ist sehr viel größer, als ich dachte. Es ist ein Schiff! Ich halte inne. Meine Arme

treiben lahm im Wasser, wie gekappte Taue. Ich reiße die Augen auf, trotz des Salzwassers, das darin brennt. Das Schiff ist jetzt direkt vor mir.

12 «Neeeeiiiiin!», brüllt der Mann. Seine Stimme ist verzweifelt. Er klingt, als hätte er Angst um mich. Ich habe auch Angst, aber nur kurz, dann ist da eine schwarze Wand aus Metall vor meinen Augen, ein harter Schlag, ein Sog unter meinen Füßen. Mein Körper wird herumgerissen, ich will schreien, bekomme Wasser in die Lungen und schlucke noch mehr, weil ich husten muss. Und dann ist da nur noch Panik, nackte, dunkle Panik, und Metall, das gegen meinen Körper drückt, mich nach unten drückt. Es tut weh, tut in der Lunge weh, im Brustkorb, der mit Salzwasser gefüllt ist. Ich bin schon einmal fast ertrunken, als Jannes und Mario mich im Schwimmbad runtergedrückt haben. Weil ich so ein Assi bin. Weil ich keiner bin, der eine Schwimmmedaille verdient hat. So hat es sich angefühlt, fast zu ertrinken. Wie Messer in meinen Lungen. Noch einmal höre ich das Schiff tuten. Und dann höre ich nichts mehr.

Erster Teil

13

«Der Wald, so endlos und so tief,
darin ein Kindlein sich verlief,
die Wolken schwarz, der Donner grollt,
das Kindlein hatte heimgewollt.

Der Tag, der war so ewig lang,
und duster war's, dem Kind so bang,
es wandert unter Tränen dort
allein an diesem finstren Ort.

Es weint und denkt: Ach, nimmermehr
in Vaters Wohnstatt ich heimkehr',
nein, hier in Finsternis und Not
holt mich gewiß alsbald der Tod.»

Aus: Astrid Lindgren, Wie wir in Småland Weihnachten feierten

Rosa

14

Eine Schaufel Erde fliegt durch die Luft. Im Licht des Baustrahlers landet sie auf meinem zusammengerollten Zelt. Sollte einer kommen und fragen, was ich da tue, werde ich sagen, dass ich hier übernachten und eine Grube für ein Feuer ausheben will. Das darf man überall in der schwedischen Natur, wir nennen es «Allemansrätt», das Jedermannsrecht. Sicher, die Grube ist ein bisschen tiefer, als sie es für eine Grillstelle sein müsste, aber ich werde sagen, dass das Feuer schließlich nicht auf die Bäume übergreifen soll. Es ist eine dämliche Erklärung, doch bei jungen Frauen gehen die Leute ja immer davon aus, sie seien ein bisschen naiv. Ungläubige Blicke ernte ich erfahrungsgemäß nur dann, wenn ich bei der Wahrheit bleibe und sage, dass ich nach Kadavern suche.

Die Esche, unter der ich die Grube aushebe, habe ich gestern mit gelber Kreide markiert. Ich muss die Beschaffenheit und Farben der Blätter bei Tag sehen, um eine Vorstellung davon zu bekommen, wo die Kadaver liegen. Das funktioniert nicht bei Nacht. Und manchmal funktioniert es gar nicht. Die Grabung gestern zum Beispiel hat nichts ans Licht gebracht, keinen müden Knochen. Das kann passieren. Wissenschaft basiert auf Misserfolgen. Möglich sogar, dass ich die Blätter richtig gedeutet, aber einfach auf der falschen Seite des Baums gegraben habe und damit knapp an der Verwesungsinsel vorbei.

Als ich auf Wurzeln stoße, trete ich mit dem Gummistiefel auf die Spatenkante und ramme die Spitze härter in den Boden. Ich ärgere mich, dass ich in aller Heimlichkeit graben

muss, nachts. Als wäre Wissenschaft ein Verbrechen. Der aufgewühlte Waldboden riecht modrig, erdig. Er riecht vertraut. Irgendwo hoch über mir ruft ein Waldkauz. Ich ver falle in einen Rhythmus, den das scharfe Geräusch meiner Schaufel vorgibt – und mein schwerer Atem. Ich heble Erde heraus, schaufele, steche wieder nach. Es ist eine anstrengende Tätigkeit, die ich noch von meinem Praktikum auf dem Friedhof kenne. Aber seitdem sind einige Jahre vergangen, und in meinen Armen steckt bereits der Muskelkater der vergangenen Nächte.

15

Mit dem Handrücken wische ich mir den Schweiß aus dem Gesicht. Mein Blick fällt auf die kleinen weißen Hülsen, die im Licht des Baustrahlers im dunklen Boden schimmern. Ich pule eine davon aus dem Dreck und zerreiße sie zwischen den Fingern. Reste von Madenpuppen. Bingo. Ich hebe das Tagebuch auf und mache mir eine Notiz: Datum. Koordinaten des Fundorts. Insektenkundliche Spuren. Bodenbeschaffenheit. Zustand der potenziellen Zersetzungsin sel.

Ich benutze immer Tagebücher für meine Aufzeichnungen, teils aus reiner Gewohnheit, teils zu Ehren von Oskar, der für immer unter «1. Januar 1997» verewigt sein wird. Mein erster Kadaver. Mein Katerchen. Ihm beim Verwesen zuzusehen, war etwas ganz Besonderes.

In den letzten Tagen habe ich einen Elchschädel, einen verendeten Biber und ein Reh gefunden und vermerkt. Die Überreste liegen jetzt hinter dem Schuppen meines Vaters, bereit für die metabolomische Analyse: Ich will herausfinden, welchen Unterschied die Verwesung verschiedener Tierarten für den Stoffwechsel der Bäume macht. Die Blätter an dieser Esche haben zum Beispiel eine intensivere Farbe als die der vorangegangenen Grabungsstätten. Am Tag leuchten sie in einem satten Grün, das mich an frisches Basilikum erinnert. Darum

hoffe ich jetzt, auf einen Fleischfresser zu stoßen. Vielleicht auf einen Vielfraß, einen Luchs oder kleinen Fuchs. Die drei Tiere der vorangegangenen Nächte waren allesamt Herbivore, Pflanzenfresser.

16 Ich nehme meine Arbeit wieder auf, schaufele weiter, während der Wald um mich herum heller wird. Mir läuft die Zeit davon. Wir sind zwar schon einige Wochen vom Midsommar und den nie enden wollenden Junitagen entfernt, aber auch Anfang August ist die Zeitspanne noch kurz, in der ich im Wald graben kann, ohne vom Sonnenlicht verraten zu werden. Und die Grube ist bereits jetzt so tief, dass mir keiner mehr die Geschichte mit dem Lagerfeuer abnehmen würde, egal wie dumm ich mich stelle. Ob ich in dieser Tiefe überhaupt noch ein verendetes Tier vorfinde?

Nicht sehr wahrscheinlich. Dabei war ich mir so sicher! Die Blattfarbe. Der Boden. Und dann die Reste der Madenpuppen!

Frustriert steche ich den Spaten in den schwarzen Boden – und halte inne. Da war ein Knirschen. Ein nur widerwillig nachgebender Widerstand, zu zart für einen Stein. So als hätte ich die Spatenspitze in porösen Kalkstein getrieben. Oder in einen Knochen. Vorsichtig ziehe ich den Spaten wieder heraus, es knirscht erneut. Ich gehe in die Hocke und schiebe mit der Hand etwas Dreck beiseite, doch die Grube ist inzwischen so tief, dass es hier unten stockdunkel ist. Ich muss über den Rand klettern und den Baustrahler holen, um die Grabungsstelle auszuleuchten. Da schimmert etwas schmutzig Gelbes in der Erde. Angespannt steige ich zurück in die Grube, gehe in die Hocke und lege meinen Fund frei. Es ist wirklich ein Knochen! Erst halte ich es für den Brustbeinkamm eines großen Vogels, doch es könnte auch das Schulterblatt eines Wirbeltiers sein. Ich puste auf den Knochen, befreie ihn von Dreckklumpen.

Ja, eher ein Schulterblatt. Ich schiebe weiter Erde und Steine weg, finde Rippen, dann ein zweites Schulterblatt. Ich scharre nun mit den Händen im Dreck. Eine unwissenschaftliche Vorgehensweise, fahrig geradezu. Auf diese Weise fördere ich weitere kleine Knochen, Wirbel und Knöchelchen ans Licht, lege alles an den Rand, voller Ungeduld, endlich an den Schädel des Tiers zu gelangen. Meine Finger streifen etwas, das sich
17
glatt und synthetisch anfühlt, wie eine Plastikplane, doch als ich es hervorziehe, ist es ein brauner Stofffetzen mit einer metallenen Öse, wie für die Kordel einer Kapuze. Irritiert halte ich inne und rücke, so weit es in dem engen Loch eben geht, zur Seite, um mir nicht selbst im Licht zu sitzen. Ist das ein Stück von einer verrotteten Jacke? In meinen Ohren schrillt es. Ich lasse den Stofffetzen fallen. Jetzt sehe ich auch die Schädeldecke. Wie ein halb vergrabenes Straußenei schimmert der Knochen im Licht meiner Lampe. Milchig gelb und voller Flecke. Ich greife mit beiden Händen danach. Der Schädel ist klein und leicht, als ich ihn aus der Erde löse. Wie der eines Affen, die es hier in Schweden natürlich nicht gibt. Kein Affe. Es ist der Schädel eines jungen Menschen. Eines Jugendlichen vielleicht. Oder der eines Kindes.

Ich starre in die schwarzen Augenhöhlen, während mir die Tragweite meiner Entdeckung bewusst wird. Ein Kinderschädel. Eine alte Kapuze. Knochen, Wirbel und Schulterblätter. Wen zum Teufel habe ich da ausgegraben?

Henrik

18

Ich frage mich, warum ich sie nicht einfach angelogen habe. Ihr nicht einfach erzählt habe, dass sich kurzfristig, direkt vor unserer Abreise, doch noch ein Käufer für das Haus gefunden hat. Nicht, dass ich nicht darüber nachgedacht hätte. Ich bin gut darin, die Wahrheit zurechtzubiegen, wenn es mir nützt.

Ich lehne meinen Kopf ans Autofenster. Überall kann ich hier meinen Opa sehen. Er steht am Straßenrand und zwinkert mir zu, in dieser Landschaft, die vorbeifliegt, als spule man einen Astrid-Lindgren-Film vor. Er tritt zwischen den hohen, schmalen Bäumen hervor und legt einen Finger an die Lippen, damit ich ihn nicht an meine Frau verrate, die das Lenkrad hält wie das Steuerrad eines Schiffs und mich nach Bullerbü entführt.

«Das wird super, wenn wir das Haus erst mal hergerichtet haben», sagt Nora jetzt. «Wenn Fynn dann in die Schule kommt, sind wir nicht auf die überbezahlten Ferienwohnungen während der Schulferien angewiesen. Und du kannst dich hierher zum Schreiben zurückziehen, wann immer dir danach ist! Ich meine, welcher Ort würde sich wohl besser anbieten als Schweden, um den nächsten Kinderbuch-Bestseller zu schreiben?» Sie dreht sich lachend zu Fynn um, der auf der Rückbank hinter mir sitzt und einen Seufzer von sich gibt, der mir aus der Seele spricht.

Die Wahrheit – und es ist ironisch, dass ausgerechnet ich das sage – die Wahrheit ist, dass meine Kinderbücher wenig mit denen von Astrid Lindgren gemein haben. Die meisten

meiner Bücher spielen in fantastischen Welten. Es gibt darin alle möglichen Kreaturen und Wesen, die ich zusammen mit Fynn erfinde, und viel Düsterei. Keine Idylle wie hier. Es sind Welten, die nur Kindern zugänglich sind und sich Erwachsenen verschließen, weil dieses Maß an Fantasie ihnen längst abhandengekommen ist.

Fynn rutscht halb unter dem Anschnallgurt durch und tritt mit der Fußspitze gegen meinen Sitz. Ihm ist langweilig, und das lässt er mich spüren. Von Greifswald bis zu unserem Ferienhaus in Norrland sind es insgesamt fünfzehn Stunden Autofahrt, und das Buch mit den Astrid-Lindgren-Geschichten hat er schon nach zehn Minuten in den Fußraum rutschen lassen. «Können wir Feuerwehrmann Sam hören? Oder Paw Patrol?», mault er. Småland kennt er nur aus dem IKEA.

Ich überlasse Nora die Antwort, wende mich wieder dem Seitenfenster zu, suche meinen Großvater zwischen den endlosen Baumreihen und finde ihn am Ufer des nächsten Sees. Er steht von mir abgewandt, die faltigen Hände auf dem Rücken verschränkt, und schaut ins Wasser. Früher, kurz nach seinem Verschwinden aus dem Krankenhaus, habe ich oft geträumt, wie er am Rand irgendeines Gewässers steht. Jedes Mal wollte er ins Wasser waten, und ich habe geschrien, um ihn aufzuhalten und meine Eltern damit zu Tode erschreckt. Jetzt aber sitze ich ganz still und ruhig. Ich bin älter geworden, und es ist lange her, dass ich mit seinem Tod gehadert habe.

Mein Großvater ist in Schweden ertrunken. Kein schöner Tod, und ich nehme es meinem Vater noch immer übel, dass es dazu gekommen ist. Aber mittlerweile denke ich auch, es war besser für meinen Opa, an einem Ort zu sterben, den er sich ausgesucht hat: mitten in der Natur statt in einem Pflegeheim in Deutschland, in das er gesteckt worden wäre, nachdem weder

mein Vater noch meine Tante bereit waren, sich um ihn zu kümmern.

20

Das Navigationssystem weist Nora an, links zu fahren, und obwohl außer uns niemand auf der Straße ist, setzt sie den Blinker, bevor sie abbiegt. Zwischen den Bäumen tauchen verstreute rot-weiße Holzhäuschen auf. Eine Siedlung, die mich an Kindheit erinnert, weil auch ich hier früher mal über Bäche gesprungen bin und mit Stöckchen gespielt habe, wie ein Bullerbü-Kind. Mein Gott, wie lange ist das jetzt schon her?

Das letzte Mal, als ich hier durchgefahren bin, saß ich auf dem Rücksitz im Auto meiner Eltern, und wir folgten dem Krankenwagen, in dem mein Opa lag. Ich erinnere mich noch, dass es regnete, dass ich meinen Eltern irgendwas erzählen wollte. Etwas, das mit der Dunkelheit der Tannen draußen zu tun hatte. Aber meine Eltern hatten sich in den Haaren, sie hörten mir nicht zu.

Es waren keine schönen Umstände, unter denen wir Schweden verlassen haben. Vielleicht hatte deshalb keiner von uns das Bedürfnis, hierher zurückzukehren, in das kleine Haus, das meinem Opa gehört hat. Jetzt gehört es uns.

Wir kommen an einer Insel vorbei, die auf einem glitzernden See liegt. Und plötzlich kommt mir eine der vielen Geschichten in den Sinn, die diesen Ort einspinnen und die viel älter als Michel aus Lönneberga oder Pippi Langstrumpf sind. Ich tippe gegen das Fenster, sage: «Fynn! Schnell! Siehst du da? Den Wolf?»

Fynn hört augenblicklich auf, gegen meinen Sitz zu treten, und richtet sich auf dem Kindersitz auf, klebt Stirn und Hände ans Seitenfenster, hinter dem die Insel bereits vorbeigeflogen ist.

«Wo?», fragt er und quetscht seine Nase gegen die Scheibe.
«Auf der Insel», erkläre ich. «Das war Fenrir, der Riesenwolf.» Ich rolle das «r», um den Namen noch schrecklicher klingen zu lassen, und es verfehlt seine Wirkung nicht.

«Ein Riesenwolf?!»

«Der hat hier vor vielen Hundert Jahren die Wälder unsicher gemacht. Keine Kette konnte ihn halten, also haben die Götter ihn auf die Insel gebracht.»

21

«Wieso?», fragt Fynn und dreht sich jetzt zur Heckscheibe um, wo der See hinter uns zurückbleibt.

«Weil er die Menschen gefressen hat. Und die Götter.»

Nora zieht die Augenbrauen hoch. Das ist nicht die Art von Geschichte, die ihren pädagogischen Vorstellungen entspricht.

«Ich meine, warum haben sie ihn auf die Insel gebracht?», sagt Fynn. «Kann er nicht schwimmen?»

«Natürlich nicht, er war ja ein Wolf. Die können nicht schwimmen.»

Nora runzelt die Stirn und mischt sich nun doch ein: «Also das stimmt so nicht ganz! Wölfe können sogar sehr gut schwimmen. Ich habe erst kürzlich einen Artikel in der «National Geographic» gelesen, in dem es um Wölfe an der Küste in British Columbia ging. Die Tiere leben dort auf winzigen Inseln und nutzen den Ozean als Nahrungsquelle. Sie knacken Krabben und Muscheln und Walkadaver und schwimmen auf ihrer Futtersuche viele Kilometer weit.»

Ich wende mich zum Fenster, damit Nora mich nicht grinsen sieht. Es ist typisch für sie, Fynn mit Wissen ködern zu wollen. Sie hat schon versucht, an seinen Verstand zu appellieren, als er gerade mal einen Löffel greifen konnte. Wenn er nachts vor unserem Bett steht, Angst vor Monstern und Ungeheuern hat, dann schlägt sie nicht einladend die Decke zurück, sondern

lässt sich von ihm den genauen Unterschied zwischen Monstern und Ungeheuern erklären. Aber jetzt will Fynn wissen, was ein Walkadaver ist und warum dieser Riesenwolf nicht weiß, dass er schwimmen kann. Schmunzelnd überlasse ich es Nora, ihm all das zu erklären. Wenn er heute Nacht im Schlafzimmer steht und Angst hat, der Wolf könne den See überquert haben, dann werde ich sie daran erinnern, dass das der Teil der Geschichte war, den sie erzählt hat.

Das Navigationssystem weist uns noch einmal an abzubiegen. Doch der Pfad ist so schmal und zugewachsen, dass wir ihn zunächst verpassen und wenden müssen.

«Da rein?», fragt Nora fassungslos, bevor sie den Wagen vorsichtig von der Straße lenkt. Wir holpern über ungeteerten Untergrund. Tannenäste streifen das Auto wie blinde Riesen, die befühlen, wer sich nach so langer Zeit hierher verirrt.

«Da werden wir wohl jemanden beauftragen müssen, der die Schneise frei schlägt», murmelt Nora und beugt sich konzentriert nach vorn, der Lichtung entgegen, die sich jetzt vor uns eröffnet. Ich höre die Unsicherheit in ihrer Stimme, sage jedoch nichts. Das Sommerhaus wiederherzurichten, war ihre Idee, nicht meine. Irgendwie ist das Gespräch zwischen ihr und meiner Mutter über die Osterfeiertage auf dieses Häuschen in Schweden gekommen, und von dort aus haben sich Noras Pläne verselbstständigt. Ich habe lediglich den verstorbenen Großvater beige-steuert, dem all das früher einmal gehört hat.

Nora parkt das Auto im kniehohen Gras und stellt den Motor ab. Und dann sind die Erinnerungen mit einem Schlag wieder da. In diesem kleinen roten Holzhaus am See habe ich die schönsten Sommer meines Lebens verbracht. Ich kann den Rand des alten Ruderboots erkennen, das neben dem Steg

im Wasser versunken ist. Hier hat mein Opa mir das Angeln beigebracht. Hier hat er mit einem Handtuch gestanden, wenn ich prustend aus dem Wasser aufgetaucht bin, und mich eingewickelt, kaum dass ich bibbernd im taunassen Gras stand. Bei dem Gedanken daran geht mir das Herz auf.

«Sind wir da?» Fynn lehnt sich zwischen unseren Sitzen durch. Er will endlich aus dem Auto, und auch wir sind steif und verspannt von der langen Fahrt. Wir steigen aus, und ich öffne die kindergesicherte Tür. Fynn ist bereits abgeschnallt, rutscht vom Sitz und rennt voraus, um als Erster beim Haus zu sein. Er hängt sich an die Türklinke, brüllt: «Ist gar nicht abgeschlossen!», und macht dann: «Whoa! Voll cool! Und voll stinkig hier! Glaubst du, hier ist wer gestorben, Papa?»

Nora wirft mir einen Blick zu, der mir bedeuten soll, dass unser Sohn definitiv nach mir kommt. Dann folgen wir Fynn, ohne die Koffer aus dem Wagen zu holen, und stapfen durch die Wiese zur Veranda. Das Haus ist in die Jahre gekommen. Von den Verstrebnungen vor den blinden Fenstern blättert die Farbe ab. Das Dach biegt sich an einigen Stellen nach oben, als drücke eine große Faust von innen dagegen. Und die Fahnenstange neben der Tür, an der früher einmal eine stolze kleine Schwedenflagge flatterte, ist jetzt nicht mehr als ein dürrer, verhungertes Arm, den das Haus uns im Hilferuf entgegenstreckt. Mit einem Mal tut es mir leid, dass wir diesen Ort, den mein Großvater so sehr liebte, einfach haben verkommen lassen.

Als wir durch die Tür treten, rümpft Nora die Nase. «Fynn hat recht. Es stinkt. Wahrscheinlich liegt hier irgendwo eine tote Maus.»

Wir machen uns gleich auf die Suche, reißen alle Fenster auf, um die Sommerluft hereinzulassen, und ich betrete vorsichtig

das obere Stockwerk, in dem die beiden Schlafzimmer und das Bad liegen. Schritt für Schritt prüfe ich den knarrenden Holzboden, damit nicht am Ende noch einer von uns durch die Decke bricht. Er ist bedeckt von Staub und Mäusekot, hält meinem Gewicht aber stand. Die Schlafzimmer ähneln Zeitkapseln: offene Schränke, ein zerwühltes Bett. Sogar ein Wasserglas steht noch auf dem Nachttisch. Der Boden ächzt, als ich mich auf den Schrank im Schlafzimmer zubewege. Auch darin ist die Zeit stehen geblieben. Die Kleidung hängt da, als warte sie geduldig auf die Rückkehr meines Opas. Ich erkenne die kratzigen Norwegerpullis, in denen ich früher gerne mein Gesicht vergraben habe, wenn seine Geschichten so spannend wurden, dass mich die Angst in der Brust gekitzelt hat.

Ich lehne mich vor, bis meine Nase einen Ärmel berührt, zucke jedoch zurück, als mir ein strenger Gestank entgegen-schlägt. Auf dem Schrankboden liegt ein toter Vogel.

«Armes Kerlchen», murmele ich, gehe ins angrenzende Bad und finde auf dem Hocker neben der Badewanne eine vergilbte Zeitung, die ich unter den Vogel schiebe, um ihn nach draußen zu tragen.

Nora ist im unteren Stockwerk ebenfalls fündig geworden. Sie hat eine tote Maus entsorgt und bearbeitet den kotübersäten Boden mit einem Besen, während Fynn auf der Tischplatte in der Küche sitzt und ungeduldig die Beine pendeln lässt. Er wartet auf den Startschuss für seine eigene Entdeckungstour.

«Mama lässt mich wegen den Mäuseköteln nicht spielen», beschwert er sich.

«Mäuse übertragen Krankheiten», sagt Nora, ohne von ihrer Besenarbeit aufzublicken.

«Die anderen Kinder im Kindergarten übertragen auch

Krankheiten», sagt Fynn, dem Nora genau das erst kürzlich erklärt hat, als er mit Windpocken im Bett lag.

«Komm, Fynn», sage ich. «Du kannst mir helfen, den Vogel im Garten zu beerdigen.»

«Der muss doch nicht beerdigt werden», sagt Nora pragmatisch. «Wirf ihn einfach in den Müll.»

Fynn sieht mich geschockt an, und ich zucke entschuldigend die Schultern, bevor ich rausgehe und den Vogel in den Wald hinter dem Haus werfe. Ich merke nicht, dass Fynn vom Tisch rutscht und mir nachkommt, bis er plötzlich hinter mir steht.

«Was hast du jetzt mit ihm gemacht?», fragt er. Ich hocke mich neben ihn und deute auf die Krone der Tanne. «Ich habe ihn hochgeworfen, und da hat er plötzlich den Wind unter den Flügeln gespürt und ist weggeflattert.»

«Echt?», Fynn legt den Kopf in den Nacken und folgt meinem Fingerzeig, dorthin, wo in diesem Moment glücklicherweise wirklich ein Vogel zwitschert. «Aber er war doch tot.»

«Und jetzt ist er wieder lebendig, siehst du doch.»

«Bloß weil du ihn hochgeworfen hast?»

Ich nicke fachmännisch.

«Wie hoch?», verlangt Fynn zu wissen. «So hoch wie den Baum?»

«Noch höher.» Und dann packe ich ihn und zeige ihm, wie hoch ich den Vogel geworfen habe, und er quietscht vor Freude. Mein wundervoller Sohn kann jetzt fliegen, und ich beneide ihn wieder einmal um seine Fähigkeit, in jedem Moment alle Zeit der Welt zu haben.

Ich werfe den lauthals lachenden Fynn erneut in die Luft und spüre plötzlich einen Blick in meinem Rücken, bei dem ich den Kopf wende, in der festen Annahme, dass es Nora sein muss,

die uns beobachtet. Aber da sind nur der Wald und unser Auto. Nora ist im Haus. Ich kann sie von drinnen rumoren hören. Und was sollte sie auch im Wald zwischen den Bäumen?

«Papa!», kreischt Fynn, halb freudig, halb panisch, und ich fange ihn gerade rechtzeitig auf. Er protestiert, als ich ihn zurück auf die Füße stelle. Doch dann bemerkt er meinen Blick, der noch immer am Wald hängt.

«Was ist da, Papa?», fragt er, und als ich nicht gleich reagiere: «Was ist denn da, Papa, Papaaa!» Er zieht an meinem Arm wie am Seil einer Kirchenglocke, doch ich bin in Gedanken woanders. Da ist eine flatterige Aufregung in meinem Bauch, weniger ein Gefühl als eine Idee davon, ganz ähnlich dem Kitzeln, das ich vorhin bei den Pullis im Schrank empfunden habe. *Beug dich mal her zu mir*, sagt die Idee, *ich will dir was erzählen*.

Ohne auf Fynn zu achten, lasse ich meinen Blick über das Haus streichen, über den Wald. Ich suche nach einem Wort, das zu dem Gefühl passt.

«Papa!» Fynn reißt noch einmal an meinem Ärmel, heftiger, und mit dem Ruck reißt auch der Gedanke ab wie ein Faden. Ich sehe Fynn an, und er schaut entrüstet zurück. Ich wuschele ihm durch die sommerblonden Haare. Mir liegt eine Geschichte über Trolle auf den Lippen, die es hier in den Wäldern gibt. Noch ist Fynn in einem Alter, in dem er meinen Erzählungen mit leuchtenden Augen lauscht. Aber er würde darauf bestehen, den Troll mit mir suchen zu gehen, und heute hält mich etwas davon ab. Vielleicht ein Fünkchen schlechtes Gewissen Nora gegenüber – doch vor allem ist es der Wald selbst. Ein Wald, aus dem sich gerade eine Geschichte geschält und von hinten an mich angeschlichen hat.

«Hattest du gerade wieder eine Idee, Papa?», fragt Fynn, und

ich blinzele verwirrt. Ich muss mich noch daran gewöhnen, wie viel er inzwischen begreift. Ich fahre ihm noch einmal durch die Haare, von der Stirn zum Hinterkopf, sodass sie hochstehen wie ein Drachenkamm.

«Ja, vielleicht.»

«Für ein Kinderbuch?»

«Vielleicht.»

«Und steht dann auch wieder mein Name ganz vorne drin?» Seit Fynn geboren ist, habe ich ihm jede meiner Geschichten gewidmet. Selbst die, für die er eigentlich noch zu klein ist.

«Gleich auf der ersten Seite!», bestätige ich und hebe ihn auf meine Schultern. Ich fange an, mit ihm über die Wiese zu traben, laut schnaubend wie ein Pferd. Für meinen Sohn tue ich alles. Für ihn bin ich ein Pferd, ein Pilot, ein Magier, Wikinger und Pirat. Ich erfinde Geschichten, und es gibt kein dankbareres Publikum als ihn, Fynn, für den noch alles glaubhaft und möglich ist. Darum schreibe ich für Kinder und nicht für Erwachsene.

Ich halte Fynns Beine fest, weil er sonst vor Lachen von meinen Schultern fallen würde. Er gluckst und kichert bei jedem Sprung. Es macht mich glücklich, so viel Freude auf den Schultern zu tragen. Vielleicht hatte Nora recht. Es war eine gute Idee herzukommen. Die Wälder und der dunkle See vor unserem Haus bieten sich geradezu dafür an, hier zu schreiben und Geschichten zu erzählen. Ein Wald und ein See, das sind die besten Brutstätten für Ungeheuer und Ängste aller Art.

Marla

28

Mein Zuhause liegt hoch oben in einem Baum, den man Esche nennt. Wir aber nennen ihn Yggdrasil, wie den Weltenbaum aus den alten Geschichten. Yggdrasils Wurzeln reichen bis in die tiefsten Tiefen der Erde und seine Zweige bis in den höchsten Himmel hinein. Unter den Wurzeln schläft ein Drache, und oben in den Zweigen kuschele ich mich unter der dicken Woldecke ein. Die Hütte in den Zweigen ist mein Nest. Mein Rabennest. Könnte ich ein Tier sein, dann wäre ich gerne ein Rabe. Raben sind leise Schatten, sie sind Späher. Wenn sich böse Menschen zwischen den Bäumen herumtreiben, dann sind sie die Ersten, die es wissen.

Ich schiebe meine Hand unter der Decke hervor, zu der Feder, die ich gestern auf der Lichtung gefunden habe. Sie ist glänzend und weich und groß und muss einem besonderen Raben gehören, vielleicht Hugin oder Munin, so heißen die beiden Raben von Odin.

Odin ist der wichtigste Gott von allen. Er ist der Gott des Krieges und des Todes und Vater der Menschen und aller anderen Götter. Er trägt einen Helm und hat nur ein Auge, weil er sich das zweite selber ausgerissen und in einen magischen Brunnen geworfen hat. Warum, habe ich vergessen, aber ich traue mich nicht, den Mann danach zu fragen.

Ich drehe mich auf den Rücken, halte die Feder ins Licht und flüstere das Gedicht, das wir zusammen auswendig gelernt haben, der Mann und ich:

«Dem Gott des Nordens, Odin, stand
Ein Rabenpaar zur Seite,
Der Eine Hugin zubenannt,
Und Munin hieß der Zweite;
Es trug sie ihrer Flügel Schwung
Durch alle Zeit und Schranke. –
Munin war die Erinnerung,
Und Hugin der Gedanke.»

29

Odin lässt seine Raben jeden Tag fliegen, damit sie für ihn die Welt ausspähen, und jeden Abend kommen sie zurück, um ihm zu berichten. Aber Odin hat auch Angst. Davor nämlich, dass die Raben eines Tages nicht zurückkommen. Raben sind wilde Tiere. Wenn man ihnen die Federn stutzt, dann wachsen ihnen neue, noch größere. Sie lassen sich nicht bezwingen oder einsperren.

Die Feder tanzt zwischen meinen Fingern. Der Nebel vor dem Fenster leuchtet. Man kann in ihm verschwinden, so blendend hell ist er. Ich flüstere:

«Ob auch auf kurze Zeit gezähmt,
Sie waren nicht zu zwingen;
Ob auch ihr Flügelpaar gelähmt,
Es wuchsen neue Schwingen,
Und mit gewalt'gem Flügelschwung
Aus Odins Dienst und Schranke
Floh Munin, die Erinnerung,
Und Hugin, der Gedanke.»

Der Mann hat es mir erklärt, das Gedicht. Odin hat Angst um Hugin, weil er ihn mag. Aber vor allem fürchtet er um

Munin. Der ist ihm der wichtigste. Wir sind nichts ohne unsere Erinnerungen.

30 Ich strecke die Feder aus, in Richtung der Milchsonne. Ich möchte ein Rabe sein, der durch das Fenster fliegt und durch den Nebel bricht, hoch in den Himmel. Ich möchte in dem leuchtenden Nebel verschwinden und nie zurückkommen. Ich möchte nicht mehr hier gefangen sein.

Die Leiter knatscht. Das sind die Stricke, die am Holz reiben. Ich zucke zusammen. So hört es sich an, wenn der Mann sich unten auf die erste Sprosse schwingt. Bis zu meinem Nest sind es zweiunddreißig Stufen die Strickleiter rauf. Ich zähle immer mit, obwohl die Anzahl sich nie ändert. Die Leiter kündigt den Mann an, zweiunddreißigmal, und mit ihm den Schmerz. Ich verstecke die Feder unter meiner Matratze, rolle mich auf dem Boden zusammen und wünsche, ich wäre tot. Ich hasse es, dieses Geräusch der Strickleiter. Wenn der Mann kommt, bedeutet das nie etwas Gutes für mich.